

Einleitung

Ziel der Arbeit

In den *Bemerkungen über die Grundlagen der Mathematik* sagt Wittgenstein:

Wie weit kann man die Funktion der Sprache beschreiben? Wer eine Sprache nicht beherrscht, den kann ich zu ihrer Beherrschung abrichten. [...] Wie weit kann man die Funktion der Regel beschreiben? Wer noch keine beherrscht, den kann ich [ebenfalls] nur abrichten. Aber wie kann ich mir selbst das Wesen der Regel [oder der Sprache] erklären?

Das Schwere ist hier, nicht bis auf den Grund zu graben, sondern den Grund, der vor uns liegt, als Grund zu erkennen.

Denn der Grund spiegelt uns immer wieder eine größere Tiefe vor, und wenn wir diese zu erreichen suchen, finden wir uns immer wieder auf dem alten Niveau.

Unsere Krankheit ist die, erklären zu wollen. (VI/§31)

Es liegt nahe, diese Bemerkung als Symptom eines sprachphilosophischen Defätismus abzutun. In dieser Arbeit soll jedoch deutlich werden, daß sie vielmehr Ausdruck einer überaus wichtigen Einsicht ist – und das ist noch gelinde gesagt –, nämlich der Einsicht: Das vermeintlich so drängende wie grundsätzliche Problem einer (nicht-zirkulären bzw. reduktiven) Erklärung des Phänomens sprachlicher Kommunikation ist durchaus nicht wohlmotiviert; unsere intuitiven Begriffe von Bedeutung und Verstehen bedürfen keiner Ehrenrettung in Form einer Lösung dieses Problems.

Zu zeigen versuche ich dies im Rahmen einer Kritik der Bedeutungstheorie-Konzeption Michael Dummetts bzw. der ersten Prämisse des gleich folgenden **bedeutungstheoretischen Arguments** (siehe D/K 1), das Dummett an verschiedenen Stellen (implizit) gegen den (semantischen) Realismus vorgebracht hat, d.h. gegen die **realistische Grundintuition**:

Wahrheit ist prinzipiell „erkenntnis-transzendent“; es gibt (für jede natürliche Sprache ihr zugehörige) Sätze, für die möglicherweise gilt: Sie sind wahr, ohne daß sie (von den Sprechern der Sprache) auch nur prinzipiell *als wahr zu erkennen* wären. (Kandidaten sind z.B.: »Jede gerade Zahl ≥ 4 ist Summe zweier Primzahlen«, »Newton aß an seinem siebten Geburtstag einen roten Apfel«, »Die Milchstraße wird niemals von einer anderen Galaxie verschluckt werden«.)

Das Argument lautet wie folgt – wobei, wie vom Index » d « nahegelegt, unter einer **Bedeutungstheorie _{d}** eine Bedeutungstheorie der Art zu verstehen sei, wie sie Dummett vorschwebt (und ich sie im ersten Kapitel erläutern werde):

- P1: Es ließe sich (wenn auch nur mit beträchtlichem Aufwand) eine Bedeutungstheorie _{d} für eine beliebige natürliche Sprache entwickeln.
- P2: Eine solche Theorie wäre allerdings (würde sie denn entwickelt) mit der realistischen Grundintuition unvereinbar.
- K: Also ist die realistische Grundintuition falsch; die Wahrheit eines Satzes schließt mit ein, daß er prinzipiell als wahr zu erkennen ist.

Meine Kritik dieses Arguments bzw. seiner ersten Prämisse, der **Gebrauchsthese _{d}** ,³ gliedert sich in zwei Teile. Im ersten versuche ich, zu zeigen, daß gehörige Skepsis bezüglich der Gebrauchsthese _{d} sich nicht nur aufdrängt, sondern durchaus auch angebracht ist, und zwar allein schon mit Blick auf die Mathematik. Im zweiten versuche ich ferner, zu zeigen, daß es nicht den geringsten Grund gibt, die Gebrauchsthese _{d} dem berechtigten Zweifel an ihr zum Trotz zu akzeptieren; eben durch Ausweisung des Anti-Reduktionismus Wittgensteins (hinsichtlich Bedeutung und Verstehen) als wohlbegründet.

Das Hauptergebnis dieser Arbeit soll also, grob gefaßt, lauten:

Das bedeutungstheoretische Argument ist nicht stichhaltig; es entlarvt die realistische Grundintuition keineswegs als verfehlt. Denn die Gebrauchsthese _{d} , die Prämisse von der Entwickelbarkeit einer Bedeutungstheorie _{d} , muß nicht akzeptiert werden. Im Gegenteil, es spricht zum einen sehr viel dagegen. Und zum andern spricht nicht das mindeste dafür – wie für jegliche Bedeutungstheorie (ohne Index » d «), die einen substantiellen Beitrag zur Erklärung sprachlicher Kommunikation leisten soll, angesichts der anti-reduktionistischen Einsicht Wittgensteins nicht das mindeste für die Entwickelbarkeit der Theorie spricht.

³Diese Bezeichnung wird in 1.4.2 einsichtig werden.

Für Leser, die sich fragen, weshalb ich Wittgensteins Anti-Reduktionismus bzw. Bedeutungstheorie-Skeptizismus im Kontrast gerade zu Dummetts Bedeutungstheorie-Optimismus diskutiere, sei angemerkt, daß ich darauf ich zum Schluß dieser Einleitung eingehen werde.

Ferner sei noch betont: Daß ich die Gebrauchsthese_d nicht isoliert, für sich stehend, sondern im Zusammenhang des bedeutungstheoretischen Arguments angreife, erklärt sich keineswegs so, als ginge es mir vor allem oder auch nur in besonderem Maße um eine Verteidigung der realistischen Grundintuition; geschweige denn um die Verteidigung irgendeiner über den Realismus des Gesunden Menschenverstandes hinaus gehenden Spielart des Realismus. Der Grund ist vielmehr der folgende rein strategische: Die Entwickelbarkeit einer Bedeutungstheorie_d läßt sich, wie ich meine, besonders elegant und vehement in Zweifel ziehen, wenn dabei als Leitfrage die nach dem Grad fungiert, in dem eine solche Theorie mit der realistischen Grundintuition (insbesondere in bezug auf die Mathematik) unvereinbar wäre – der zweiten Prämisse des bedeutungstheoretischen Arguments gemäß (die sich im zweiten Kapitel als zutreffend erweisen wird).

Verlauf der Arbeit

I

Der Argumentation, mit der ich jenes Ergebnis erzielen möchte, muß freilich zunächst der Boden bereitet werden. Dies geschieht im ersten Teil der Arbeit – bestehend aus den ersten beiden Kapiteln.

1. Zuallererst bedarf es einer Klärung des Begriffs einer Bedeutungstheorie, wie er im bedeutungstheoretischen Argument zum Zuge kommt. Mit anderen Worten: Es bedarf einer möglichst transparenten Darstellung der Dummettschen Bedeutungstheorie-Konzeption in ihren Grundzügen.

Um eine solche Darstellung bemühe ich mich im ersten Kapitel. Es sollen dabei insbesondere die beiden folgenden Punkte deutlich hervortreten und näher erläutert werden: (1) Nach Dummett lassen sich Bedeutung und Verstehen nicht *psychologisch* erklären, d.h. (im wesentlichen) mit Verweis auf geistige Prozesse oder Zustände. Seines Erachtens sind Bedeutung und Verstehen aber ebensowenig aus *behaviouristischer* Perspektive zu erfassen, d.h. wenn man lediglich die kausal determinierten *Regelmäßigkeiten* der Sprachpraxis, des (in einem mehr oder weniger weiten Sinne) sprachlichen Teils der Interaktion der Sprecher einer gemeinsamen Sprache, in den Blick nimmt. Diese Praxis muß, so Dummett, vielmehr als eine Art

von *Spiel*praxis gesehen werden. Und das heißt, Bedeutung und Verstehen sind mit Verweis auf bestimmte, den Sprechern zwar nicht präsent, sie aber nichtsdestoweniger leitende, *Regeln* zu erklären; also in *normativen* Begriffen, in Begriffen von Dürfen und Sollen. (2) Eine Bedeutungstheorie_d soll gerade eine solche Erklärung liefern, indem sie eben die (angeblichen) bedeutungstiftenden, den „korrekten Gebrauch“ der Sätze der betreffenden Sprache bestimmenden Regeln explizit macht, von denen die Sprecher der Sprache nur „implizite“ Kenntnis haben.

2. Im zweiten Kapitel gehe ich zunächst auf das **Manifestationsargument** von Dummett zugunsten der zweiten Prämisse des bedeutungstheoretischen Arguments ein, um anschließend ein eigenes Argument für diese Prämisse zu entwickeln: das **Normativitätsargument** (welches von Crispin Wrights „argument from normativity“⁴ inspiriert, aber durchaus nicht damit identisch ist).

Der Kerngedanke des Manifestationsarguments ist der: Eine Bedeutungstheorie_d wäre Objekt von Wissen auf Seiten der Sprecher der betreffenden Sprache, und dieses Wissen müßte sich manifestieren können; aber das könnte es nicht (unbedingt), wenn denn die realistische Grundintuition zutreffend wäre. Der Kerngedanke des Normativitätsarguments ist hingegen der: Eine Bedeutungstheorie_d würde Wahrheit als einen gewissen normativen Status erklären; aber eine solche Erklärung verträge sich nicht mit der realistischen Grundintuition.

Im Gegensatz zum Manifestations- beruht das Normativitätsargument auf keinerlei Forderung nach Wissensbelegen hinsichtlich einer Bedeutungstheorie_d – was einen großen Vorzug darstellt.

II

Nach den vorbereitenden Ausführungen im ersten Teil komme ich im zweiten – bestehend aus dem dritten bis sechsten Kapitel – zu meiner Kritik der Gebrauchstheorie_d. Und zwar entwickle ich in diesem Teil der Arbeit den ersten Teil der Kritik, den mit Blick auf die Mathematik.

Der Haupteinwand dieses Kritikteils ist der:

Das Manifestations- und das Normativitätsargument wenden sich beide insbesondere gegen die Vereinbarkeit einer Bedeutungstheorie_d mit der mathematisch-realistischen Grundintuition – wonach es mathematische Sätze gibt, für die möglicherweise gilt: Sie sind wahr, ohne auch nur im Prinzip beweisbar zu sein. Doch die Argumente lassen sich so modifizieren, daß sie jeweils mit nicht geringerer Stoßkraft

⁴Siehe *Realism, Meaning & Truth*, Einleitung, Abschnitt III.

zudem gegen die Vereinbarkeit einer Bedeutungstheorie_d mit der von Dummett favorisierten *intuitionistischen* Auffassung mathematischer Wahrheit sprechen; mehr noch: daß sie jeweils mit nicht geringerer Stoßkraft für die Vereinbarkeit einer Bedeutungstheorie_d *allein* mit einer *strikt-finitistischen* Auffassung mathematischer Wahrheit sprechen – wonach ein mathematischer Satz nur dann wahr ist, wenn wir ihn nicht bloß prinzipiell beweisen könnten.

Damit ist die Gebrauchsthese_d quasi ad absurdum geführt! Denn zwar lassen sich gegen das Manifestationsargument Einwände vorbringen, die, wenn überhaupt, gewiß nicht leicht zu entkräften sind. Aber es bleibt noch das Normativitätsargument, und dieses ist durchaus stichhaltig. Das heißt, mit der Entwicklung einer Bedeutungstheorie_d wären wir in der Tat auf eine strikt-finitistische Auffassung mathematischer Wahrheit festgelegt. Und wenngleich die Kohärenz einer solchen Auffassung nicht von vornherein auszuschließen ist, so ist doch immerhin äußerst stark an ihr zu zweifeln.

3. Die im Rahmen dieser Arbeit als stellvertretend für beliebige nicht-strikt-finitistische anti-realistische Auffassungen mathematischer Wahrheit anzusehende intuitionistische Auffassung ist durch folgendes Bikonditional bestimmt: Ein mathematischer Satz ist genau dann wahr, wenn es für uns zumindest prinzipiell möglich wäre, einen konstruktiven Beweis des Satzes zu führen bzw. anzugeben.

Im dritten Kapitel erläutere ich dieses Bikonditional näher, d.h. den Begriff des konstruktiven Beweises und den der prinzipiellen Möglichkeit, wie sie beide in dem Bikonditional auftreten.

4. Das vierte ist ein Exkurskapitel. In ihm soll deutlich werden, daß meine Kritik der Gebrauchsthese_d nicht nur sprach-, sondern auch rein mathematik-philosophische Relevanz besitzt. Und zwar versuche ich, zu zeigen:

Wenn denn meine Argumentation überzeugend gegen die Entwickelbarkeit einer Bedeutungstheorie_d sprechen sollte, so hätten Intuitionisten (bzw. nicht-strikt-finitistische mathematische Anti-Realisten) allen Anlaß zur Beunruhigung. Denn die ontologische These, daß mathematische Objekte nicht unabhängig von unserem Denken existieren, taugt entgegen dem ersten Anschein keineswegs als Ausgangspunkt für eine philosophische Fundierung des Intuitionismus, die sich neutral etwa zu physikalischer Wahrheit verhielte. Damit stellt sie keinen, verglichen mit der Gebrauchsthese_d, vielversprechenderen Ausgangspunkt für eine Fundierung des Intuitionismus dar; ganz im Gegenteil. Und es ist keine andere These in Sicht, die als brauchbarer Ausgangspunkt für eine derartige Fundierung erschiene.

5. Im fünften Kapitel argumentiere ich für den zentralen Punkt des Haupteinwandes des ersten Kritikteils gegen die Gebrauchsthese_d. In kritischer Auseinandersetzung mit den zentralen Überlegungen von Neil Tennant im Kapitel mit der Überschrift »Avoiding Strict Finitism« seines Buches *The Taming of the True* versuche ich, zu zeigen: Wer das Manifestations- oder das Normativitätsargument akzeptiert, wird nicht nur jegliche realistische, der mathematisch-realistischen Grundintuition Rechnung tragende, Auffassung mathematischer Wahrheit als mit einer Bedeutungstheorie_d unvereinbar ansehen müssen, sondern auch die intuitionistische, und zwar allein insofern, als sie keine strikt-finitistische ist.

6. Im sechsten Kapitel schließlich ziehe ich zunächst die Konsequenz aus der Diskussion im fünften Kapitel, daß das Normativitätsargument im Kern eine Quasi-Reductio der Gebrauchsthese_d darstellt.

Anschließend greife ich die These zusätzlich mit Verweis auf die beiden folgenden Probleme an, die sich im Rahmen des Projekts der Entwicklung einer Bedeutungstheorie_d ebenfalls mit Blick auf die mathematischen Sätze der betreffenden Sprache stellen würden: (1) das Problem der Verhinderung des Sich-Einschmuggelns semantischer Begrifflichkeit in die Theorie angesichts dessen, daß intuitive Beweise, wie man sie in mathematischen Büchern und Zeitschriften findet, im Gegensatz zu formalen Beweisen *sprachliche*, sich aus Ausdrücken mit *Bedeutung* zusammensetzende Objekte sind; und (2) das Problem der Ausarbeitung einer „Transformationsgrammatik“, die eine adäquate indirekte Behandlung der umgangssprachlichen, nicht gemäß strenger syntaktischer Regeln gebildeten mathematischen Sätze der Sprache seitens einer rekursiven Semantik à la Tarski (wie sie in der Bedeutungstheorie_d als Teiltheorie enthalten wäre) erlauben würde.

Wie deutlich werden soll, handelt es sich bei diesen keineswegs um bloße Detailprobleme, von deren letztendlicher Überwindbarkeit getrost ausgegangen werden kann.

III

Weshalb sollte man überhaupt dem wohlbegründeten erheblichen Zweifel zum Trotz an die Entwickelbarkeit einer Bedeutungstheorie_d glauben? Nach Dummett steckt der Grund in der im Schlagwort »Bedeutung ist Gebrauch« zum Ausdruck kommenden anti-psychologistischen Einsicht Freges und Wittgensteins (u.a.):

Die Bedeutung (insbesondere) eines Satzes ist „öffentlich zugänglich“, d.h. sie ist unabhängig von „privaten“ geistigen Zuständen der Sprecher der betreffenden Sprache. Mit anderen Worten: Sie ist allein durch die Rolle des Satzes in der Sprach-

praxis der Sprecher bestimmt.

Diese Feststellung wäre, so Dummett, nicht die tiefe Einsicht, die sie ist, wenn sich die bedeutungstiftende Rolle des Satzes in der Praxis nicht explizit festmachen ließe; anhand einer geeigneten Beschreibung der Praxis, die einerseits weder semantisches noch „psychologisches“ (insbesondere nicht intentionales) Vokabular enthalten darf, aber andererseits die Praxis auch nicht als bloßen Komplex von Reiz/Reaktionsmustern darstellen darf.

Hätte der Anti-Psychologismus Freges und Wittgensteins die Möglichkeit einer solchen Beschreibung als Konsequenz, so hätten wir in der Tat einen Grund zur Annahme der Entwickelbarkeit einer Bedeutungstheorie_d, der die Gründe zu diesbezüglicher Skepsis überwiegen würde. Schließlich ist es gerade eine solche Theorie, die eine derartige Beschreibung liefern würde. Nur, Frege und Wittgenstein in ihrer Ablehnung des Psychologismus (wie auch des Behaviourismus) zu folgen, legt einen keineswegs auf die Annahme jener Beschreibungsmöglichkeit fest.

Das soll im dritten Teil der Arbeit – bestehend aus dem siebten und achten Kapitel – bzw. mit dem zweiten Teil meiner Kritik der Gebrauchsthese_d deutlich werden. Und zwar versuche ich, zu zeigen, daß Dummett Wittgensteins bereits erwähnte tiefste, ihn über Frege hinaus führende Einsicht verkennt:

Das Fatale am Psychologismus ist nicht, daß er uns hinsichtlich des Problems einer Erklärung sprachlicher Kommunikation auf die falsche Fährte lockt, sondern vielmehr daß sich dieses Problem auf der Grundlage seiner überhaupt ernsthaft stellt. Erkennt man Bedeutung und Verstehen als nicht individual-mentale, sondern sozial-praktische Phänomene, so erweist sich das Problem als ein ganz und gar künstliches, von dessen Lösung die Respektabilität semantischer Begrifflichkeit nicht im mindesten abhängt.

7. In *Wittgenstein über Regeln und Privatsprache* liest Saul Kripke die „Regelfolgen-Paragrafen“ der *Philosophischen Untersuchungen* [PU] (sowie der *Bemerkungen über die Grundlagen der Mathematik*) so, als entfalte Wittgenstein in ihnen eine Argumentation, mit der „er anscheinend nachgewiesen hat, daß jegliche Sprache und alle Begriffsbildung unmöglich, ja unbegreiflich ist.“ (S. 82) Meines Erachtens ist diese Lesart grundsätzlich verfehlt. Wittgenstein geht es aus meiner Sicht vielmehr darum – was ihm auch gelingt –, zu zeigen:

Die Forderung nach einer Erklärung sprachlicher Kommunikation (die dem von Kripke auf Seiten Wittgensteins ausgemachten Sprachskeptizismus zugrunde liegt) läßt sich zwar nicht erfüllen. Doch wirft dieser Umstand mitnichten ein schlechtes

Licht auf unsere semantischen Begriffe. Es verhält sich keineswegs so, daß Bedeutung und Verstehen deshalb als bloße Chimären ins Reich der Mythen zu verbannen wären. Denn die Forderung ist schlechterdings nicht wohlmotiviert. Es gibt nicht den geringsten Grund für die Einschätzung, Bedeutung und Verstehen müßten sich irgendwie auf „Elementareres“ zurückführen lassen.

Und zwar zeigt dies Wittgenstein eben in kritischer Auseinandersetzung mit dem Psychologismus bzw. der Vorstellung, es seien bestimmte geistige Zustände oder Prozesse, die sprachlichen Äußerungen ihre Bedeutung verleihen bzw. das Verstehen solcher Äußerungen ausmachen.

Im siebten Kapitel stelle ich Wittgensteins Kritik dieser Vorstellung in ihren Grundzügen dar. Es soll dabei deutlich werden, wie Wittgenstein zu der Einschätzung kommt, daß uns der Versuch, Bedeutung und Verstehen *im Geiste* von Sprechern ausfindig zu machen, lediglich in einen infiniten „Deutungsregreß“ führt.

8. Zwischen den beiden folgenden Szenen besteht offenbar ein gravierender, qualitativer Unterschied:

sz₁: Ein Mann und eine Frau sitzen, beide in ihre Bücher vertieft, auf einer Parkbank. Da stößt die Frau plötzlich, als sie von einer Biene gestochen wird, einen entsetzlichen Schrei aus, woraufhin der Mann vor Schreck sein Buch fallen läßt.

sz₂: Ein Mann und eine Frau sitzen, beide in ihre Bücher vertieft, auf einer Parkbank. Da sagt die Frau plötzlich aus einer Laune heraus: „Laß’ dein Buch fallen!“, woraufhin der Mann, der für jeden Spaß zu haben ist, sein Buch fallen läßt.

Die Äußerung der Frau in *sz₁* ist eine bloße Äußerung, und die Reaktion des Mannes darauf ist eine bloße kausal determinierte Reaktion. Hingegen handelt es sich bei der Äußerung der Frau in *sz₂* um einen Befehl (bzw. die Erteilung eines solchen), und die Reaktion des Mannes darauf stellt eine Ausführung des Befehls dar, eine dem Befehl gemäße Reaktion auf der Grundlage eines vorgängigen Verstehens des Befehls.

Angesichts der großen äußerlichen Ähnlichkeit der beiden Szenen stellt sich freilich die Frage: Worin genau besteht der qualitative Unterschied zwischen *sz₁* und *sz₂*; was zeichnet denn die Äußerung der Frau in *sz₂* als einen Befehl aus, und was die Reaktion des Mannes darauf als eine Ausführung desselben? Und es liegt die Antwort überaus nahe: Etwas *im Innern* des Mannes und der Frau – ein bestimmter *geistiger Akt* des Verleihs von Bedeutung sowie einer des Verstehens.

Nach Wittgenstein führt diese Antwort allerdings, wie gesagt, in einen infiniten Regreß. Seines Erachtens ist die Frage nicht mit Blick „ins Innere“ des Mannes und der Frau zu beantworten, sondern allein mit Blick auf die Sprachpraxis der Sprecher des Deutschen, an der die Frau und der Mann teilnehmen. Das heißt, was die Äußerung der Frau als einen Befehl und die Reaktion des Mannes als eine Ausführung desselben auszeichnet, ist nach Wittgenstein (im wesentlichen) schlicht der Umstand: (1) Die Frau und der Mann sind eben Teilnehmer an der Praxis; und (2) ein Merkmal der Praxis ist nun einmal, daß »Laß' dein Buch fallen« von ihren Teilnehmern (primär) zu verwenden ist, um einem anderen zu befehlen, sein Buch fallen zu lassen.

Nach Dummett ist der Verweis auf diesen Umstand hinsichtlich obiger Frage zwar der richtige Zug, aber nur der *erste*. Seines Erachtens muß ihm noch ein zweiter folgen: eine geeignete Beschreibung der Praxis, die, wie gesagt, einerseits weder semantisches, noch psychologisches Vokabular enthalten, aber andererseits die Praxis nicht als bloßen Komplex von Reiz/Reaktionsmustern darstellen darf; eine Beschreibung, die deutlich macht, was die Praxis als *Sprachpraxis* auszeichnet (in der »Laß' dein Buch fallen« jene Verwendung hat).

Im abschließenden achten Kapitel versuche ich jedoch, die Einschätzung zu diskreditieren, die Wittgensteinsche Antwort auf die Frage nach dem qualitativen Unterschied zwischen sz_1 und sz_2 könne nur eine vorläufige sein; sie bedürfe einer derartigen Beschreibung, um befriedigen zu können. Es soll deutlich werden:

Die von Dummett verlangte Sprachpraxisbeschreibung wäre nur dann vonnöten, wenn sich ein Pendant jener Frage auf der „Praxisebene“ stellen würde; eine Frage der Form: Was zeichnet denn die Interaktion der Mitglieder der Sprachgemeinschaft G als (zum Teil) sprachliche gegenüber der *äußerlich* ganz ähnlichen, aber nicht (einmal rudimentär) sprachlichen Interaktion der Individuen der Gruppe G' aus? Aber eine solche Frage stellt sich nicht! Denn es ist schlechterdings keine (tatsächliche oder auch nur hypothetische) Gruppe von Individuen in Sicht, die nicht sprachlich interagieren, deren Interaktion aber äußerlich in solchem Maße der Interaktion der Mitglieder einer Sprachgemeinschaft ähnelt, daß zu konstatieren wäre: Der qualitative Unterschied zwischen beiden Interaktionen liegt irgendwo im Verborgenen und muß ans Licht gebracht werden.

Zur Motivierung des Lesers

Warum Dummett? Und warum die Mathematik? Zum Schluß dieser Einleitung möchte ich hierzu ein paar Worte fallen lassen – in der Hoffnung, sie mögen die

Motivation des Lesers zur, wie ich zugeben muß, (notgedrungen) streckenweise etwas mühseligen Lektüre dieser Arbeit steigern.

Zuvor sei jedoch für den Fall, daß meine Worte nicht die erhoffte motivierende Kraft auf den Leser ausüben werden, bemerkt: (1) Auch derjenige sollte diese Arbeit nicht gleich beiseite legen, der sich partout nicht für Dummetts Bedeutungstheorie-Konzeption interessieren mag; geschweige denn für problematische Aspekte derselben hinsichtlich der Mathematik. Denn meiner Argumentation im dritten Teil wird man in ihren wesentlichen Zügen auch ohne vorherige Lektüre der ersten beiden Teile folgen können. Und mit dieser Argumentation geht es mir ja um die Stützung der folgenden These, die nicht nur das Projekt der Entwicklung einer Bedeutungstheorie_d völlig demotiviert, sondern allgemein das Projekt der Entwicklung einer „unbescheidenen“ (nicht-zirkulären) Bedeutungstheorie: Die entscheidende Lehre, die aus Wittgensteins sprachphilosophischen Überlegungen zu ziehen ist, ist die, daß das Problem einer Erklärung sprachlicher Kommunikation, der Zurückführung von Bedeutung und Verstehen auf „weniger Problematisches“ ein reines Kunstproblem darstellt, das als bloß vermeintlich drängendes mitnichten unbedingt gelöst werden muß. (2) Daraus, daß der dritte und natürlich auch der erste Teil unabhängig vom zweiten verständlich sind, ergibt sich: Derjenige, dem zwar Dummetts Bedeutungstheorie-Konzeption als interessanter Untersuchungsgegenstand erscheint, den ich aber nicht davon überzeugen kann, daß eine nähere Betrachtung der Konzeption mit Blick speziell auf die Mathematik lohnt, kann den zweiten Teil ruhig überspringen – wenn er mir unbesehen abnimmt, daß selbst bei solch eingeschränkter Betrachtung wohlbegründete erhebliche Zweifel an der Entwickelbarkeit einer Bedeutungstheorie_d aufkommen; oder wenn er von irgendeiner Klasse nicht-mathematischer Sätze glaubt, daß mit Blick auf diese die Entwickelbarkeit einer Bedeutungstheorie_d aus gutem Grund stark anzuzweifeln ist; wenn er z.B. in Anbetracht von Stephen Schiffers minuziöser Erörterung in *Remnants of Meaning* der Frage, ob Sätze zur Zuschreibung von Überzeugungen von einer rekursiven Semantik à la Tarski richtig zu erfassen sind, zu der Einschätzung gelangt ist, daß alles dagegen spricht.

Nun zuerst zur Mathematik; dazu, weshalb ich mein besonderes Augenmerk auf das Verhältnis der Dummettschen Bedeutungstheorie-Konzeption zu mathematischem Realismus, Intuitionismus und striktem Finitismus lege. Hierfür gibt es zwei Gründe: (1) Dummett hat (wenn auch aufgrund der falschen Überlegung – des Manifestationsarguments) recht mit der zweiten Prämisse des bedeutungstheoretischen Arguments; mit seiner Einschätzung, daß eine Bedeutungstheorie_d mit der realistischen Grundintuition unvereinbar wäre. Unrecht hat er jedoch, wenn

er meint, damit seien wir auf die Konklusion des Arguments, auf die Leugnung der realistischen Grundintuition festgelegt. Gemäß der Maxime »Des einen Modus Ponens ist des anderen Modus Tollens« verhält es sich, wie gesagt, vielmehr so: Den Grad der Bedeutungstheorie_d/Realismus-Unvereinbarkeit genauer zu ermes- sen läßt in besonders eindrucklicher Weise die Gebrauchsthese_d, die erste Prämisse des bedeutungstheoretischen Arguments zweifelhaft erscheinen. Und der Grad der Bedeutungstheorie_d/Realismus-Unvereinbarkeit ist nun einmal am besten anhand mathematischer Sätze zu ermes- sen. (2) Der Intuitionismus hat Vorbildfunktion für Dummetts „globalen“ Anti-Realismus. Dummett sieht in der Identifikation ma- thematischer Wahrheit mit prinzipieller konstruktiver Beweisbarkeit im Sinne der Intuitionisten ein Muster für die allgemeine Erklärung von Wahrheit, wie sie eine Bedeutungstheorie_d liefern würde. Das heißt, sollte es mir tatsächlich gelingen, zu zeigen, daß eine Bedeutungstheorie_d die Grundlage nicht für die intuitionistische, sondern vielmehr für eine strikt-finitistische Auffassung mathematischer Wahrheit darstellen würde, so würde ich damit sozusagen Dummett auf seinem eigenen Ter- rain schlagen!

Nun dazu, weshalb ich mich gerade mit Dummetts Bedeutungstheorie-Konzep- tion beschäftige. Diesbezüglich könnte ich schlicht feststellen:

Dummetts Konzeption ist nicht einfach nur interessant, wie jeder ernstzunehmende Vorschlag zur Freilegung verborgener wesentlicher Beziehungen zwischen Bedeu- tungs- auf der einen und sonstigen Phänomenen auf der anderen Seite interessant ist; Dummetts Konzeption kann vielmehr besonderes Interesse beanspruchen, und zwar gerade aufgrund des mit ihr verbundenen Anti-Realismus. Dieser ist ja, wie gesagt, ein globaler. Und das heißt, die Entwicklung einer Bedeutungstheorie_d käme einem intellektuellen Beben der Stärke 10 gleich; sie erzwänge in bezug auf nahezu jeden Aussagenbereich die Aufgabe vieler unserer tiefverwurzelten Wahrheitsintui- tionen.

Doch es verträge sich nicht gut mit meiner Bekundung eines rein strategischen Interesses (im Rahmen dieser Arbeit) an der Bedeutungstheorie_d/Realismus-Un- vereinbarkeit, beriefe ich mich darauf. Und abgesehen davon, dürfte ich mit solcher Berufung wohl nur die ohnehin schon Bekehrten bekehren können.

Deshalb sei Robert Brandom ins Spiel gebracht: Sein Opus magnum *Making It Explicit* hat großes Aufsehen erregt; es wird von vielen als der große Wurf der letzten Jahre in der Sprachphilosophie angesehen. Und u.a. deswegen sollte jeder sprachphilosophisch Interessierte, der auf der Höhe der Zeit sein will, um ein solides Verständnis der Bedeutungstheorie-Konzeption Dummetts bemüht sein. Denn nicht umsonst beruft sich Brandom an zahlreichen Stellen auf Dummett;

dessen sprachphilosophische Überlegungen haben Brandom stark beeinflusst. Zwar weist Brandoms Projekt (einer Erklärung, allgemein, propositionalen Gehalts) viele grundlegende Unterschiede zu dem von Dummett auf (insbesondere nimmt der Wahrheitsbegriff in der von Brandom angestrebten Erklärung eine ganz andere Stellung ein als in der von Dummett angestrebten, so daß Brandom nicht auf die Ablehnung der realistischen Grundintuition festgelegt ist). Es gibt aber ebenso viele grundlegende Gemeinsamkeiten. Und diese zu erkennen, ist mehr als hilfreich, wenn es um ein näheres Verständnis oder gar eine fundierte Bewertung des Brandomschen Projekts geht.

Aber wodurch ist meine Wahl der Bedeutungstheorie-Konzeption Dummetts als Untersuchungsgegenstand in Hinblick auf Wittgenstein motiviert? Die Antwort lautet: Durch das vermeintliche Psychologismus/Behaviourismus-Dilemma hinsichtlich sprachlicher Kommunikation. Dadurch, daß Dummetts wie Wittgensteins sprachphilosophische Überlegungen alle letztendlich um dieses „Dilemma“ kreisen; daß beide in erster Linie das Ziel verfolgen, es als eben bloß scheinbares Dilemma zu entlarven.

Freilich verfolgen sie dieses Ziel, um es nochmals zu betonen, mit ganz unterschiedlich gerichtetem Impetus: Dummett sucht einen dritten Weg; einen Weg zu einer Erklärung sprachlicher Kommunikation, die nicht die ungeheuerlichen Konsequenzen hätte, die – wie Dummett meint – eine am Ende des psychologistischen oder des behaviouristischen Wegs liegende Erklärung zeitigen würde: (1) daß wir immer nur *hoffen* können, daß wir einander nicht radikal mißverstehen, wir nicht völlig aneinander vorbeireden, wenn wir miteinander reden; bzw. (2) daß sich der Austausch von Gedanken nur graduell, in puncto Komplexität, nicht aber wesentlich etwa vom rein kausal determinierten Datenaustausch zwischen Computern unterscheidet. Wittgenstein hingegen sucht ebensowenig einen dritten Weg, wie er versucht, den psychologistischen oder den behaviouristischen Weg gangbar zu machen. Ihm geht es vielmehr darum, uns erkennen zu lassen, daß wir überhaupt keinen Weg einschlagen müssen; daß der Eindruck, ohne eine weitere Option müßten wir uns hinsichtlich Bedeutung und Verstehen für Psychologismus oder Behaviourismus entscheiden, eben lediglich Symptom ist der „Krankheit, erklären zu wollen“.